

Fünf Jahre nachher

1. April 1944 bis 1. April 1949

Fünf Jahre sind seit jenem Unglückstage verfloßen, da die Stadt Schaffhausen das Opfer eines amerikanischen Bombenangriffs wurde. Diese Jahre sind nicht ungenutzt verstrichen; die meisten Schäden sind heute ausgemerzt, einige grosse Bauten, darunter die Steigkirche, gehen ihrer Vollendung entgegen, und die letzten stehen im Stadium der abschliessenden Planung. Es mag daher angezeigt sein, an dieser Stelle einmal Rückschau zu halten auf jenen Tag und den Weg, den unsere Stadt seither gegangen ist.

Der Angriff und seine Wirkung

Gemessen an den unermesslichen Zerstörungen in den kriegsführenden Ländern traf Schaffhausen zum Glück nur ein kleiner Angriff. Zudem standen in unserer Stadt gute und völlig intakte Hilfsorganisationen zur Verfügung, die innert kürzester Frist eingesetzt werden konnten, und auch die Feuerwehren der umliegenden Städte und Dörfer konnten zur Hilfe eilen. Diese Umstände, verbunden mit der besonnenen Einsatzbereitschaft der ganzen Bevölkerung, bewahrten Schaffhausen vor dem Schlimmsten. Und trotzdem: Wieviel Leid hat dieser Tag über viele Familien gebracht, wie viele unersetzliche Werte wurden zerstört, und wie gross war endlich der wirtschaftliche Schaden dieses einen Unglückstages! Vierzig Todesopfer sind zu beklagen, 34 Personen wurden schwer und rund 70 leicht verletzt, und 544 Gebäude sind zerstört oder beschädigt. Dazu kommen die zahlreichen Schäden für Arbeitsausfall, Verkehrsbehinderungen und so weiter, die sich nur schwer in Zahlen ausdrücken lassen. Im ganzen zählt die traurige Statistik 2700 Schadenfälle in einem Gesamtbetrag von 42 Millionen Franken für die Stadt Schaffhausen allein. Ein besonders schwieriges Problem bildete die Unterbringung der Obdachlosen, wurden doch in der Stadt, die vorher schon unter der Wohnungsnot litt, 123 Wohnungen vollständig zerstört und 50 weitere so schwer beschädigt, dass sie zeitweilig unbewohnbar waren.

Die ersten Arbeiten

Nachdem die Brände gelöscht und die zahlreichen Blindgänger

vernichtet waren, galt die erste Sorge den Opfern und ihren Familien. Diese mussten neu eingekleidet und mit dem nötigen Hausrat versehen werden, und die Stadt hatte ihnen ein neues Obdach zu beschaffen. Darnach folgten die Aufräumarbeiten, verbunden mit den ersten Reparaturen, um den Verkehr wieder zum Funktionieren zu bringen und bei den nur teilweise zerstörten Be-

industriebauten, Auskernung der unhygienischen Altstadtbauten und Schaffung eines möglichst freien Rheinuferes. Der Laie macht sich kaum eine Vorstellung, welche Arbeit hinter diesen wenigen Worten steckt, wie viele rechtliche, wirtschaftliche und endlich architektonische Fragen gelöst werden mussten, bis die zerstörten Stadtteile in der heutigen Form wiedererstand waren. Für

die Arbeitskräfte mussten in langwierigen Unterhandlungen erst vom Militärdienst beurlaubt werden. Die verschiedenen Bauprojekte machten sich gegenseitig den Rang streitig. Wichtig war es vor allem, den Verkehr und die Industrie wieder in Gang zu bringen, um die Arbeitsplätze zu erhalten. Ferner warteten Obdachlose auf eine Wohnung. Wo sollte zuerst gebaut werden? Und wer wollte die

folge, dass wenigstens ein Teil des grossen Wunsches unerwartet schnell in Erfüllung ging. In der Mühlenstrasse fiel die «Rheininsel», einstmals zur Mühle Luchsinger & Cie. gehörig. In welcher sich die Fahrradfabrik Weinmann befand, den Flammen zum Opfer. Die alte Tuchfabrik diente bereits andern Zwecken und stand auf dem Abbruchetat. Endlich wurde in der Rheinstrasse das Restaurant «zur Roggengarbe» ein Raub der Flammen und musste abgerissen werden. Dies bot der Planung neue Möglichkeiten. Anstelle der Rheininsel entstand eine hübsche Gartenanlage direkt am Rheinufer, die alte Tuchfabrik wird in den nächsten Jahren der geplanten Rheinuferstrasse weichen müssen, und anstelle der «Roggengarbe» und ihrer Nebengebäude soll der neue Kinderhort entstehen, was eine wertvolle Vergrösserung des Schulhofes bei der Rhainschule gestattet. Die prächtigen alten Läume und die schönen Proportionen des renovierten Schulhauses werden damit wieder voll zur Geltung kommen. Schade nur, dass der «Baumgarten», auf dessen Grund heute die Betriebe der Vereinigten Kammgarnspinnereien stehen, wohl für alle Zeiten verloren ist. Wer das heutige Mühlenquartier mit dem alten Zustand vergleicht, der wird wohl zugeben müssen, dass es hier gelang, selbst einem grossen Unglück noch eine gute Seite abzugewinnen.



Blick vom Säkelamtshüsi auf die brennende Stadt

trieben die Arbeit nach Möglichkeit aufrechtzuerhalten. Trotz dieser gewaltigen Belastung aber wurde sofort auf weite Sicht geplant; denn es war zum vorneherein klar, dass ein Wiederaufbau der zerstörten Quartiere in der bisherigen planlosen Weise nicht in Frage kommen konnte.

Planung auf weite Sicht

Jede Gesamtplanung bedingt aber eine grosse Mehrarbeit. Vor allem im Mühlenquartier musste eine Art Güterzusammenlegung durchgeführt werden, in welcher zahlreiche Grundstücke aufgekauft, zusammengelegt und abgetauscht wurden, um eine saubere Führung der Strassenzüge und eine möglichst klare Gliederung der Bauten zu ermöglichen. Drei Aufgaben stellten sich im besonderen: Trennung der Wohn- und

diese Aufgaben verlangte der Stadtrat vom Volk einen Blankokredit von 2,5 Millionen Franken, der mit 4900 Ja gegen nur 380 Nein gewährt wurde. Dieses Vertrauen hat sich gelohnt. Hätte der Stadtrat wegen jeder Transaktion, die seine Ausgabenkompetenz überstieg, vor den Grossen Stadtrat oder das Volk gelangen müssen, hätten die meisten Aufgaben nie eine Lösung gefunden.

Zeitbedingte Schwierigkeiten

Wir müssen uns bewusst sein, dass in den Jahren 1944/45 noch Krieg herrschte, und auch in den ersten Nachkriegsjahren konnte man ja nicht mit normalen wirtschaftlichen Verhältnissen rechnen. Die dringendst benötigten Baumaterialien, Zement, Holz, Ziegel, Eisen, waren rationiert, für die Transporte fehlte das Benzin, und

Verantwortung übernehmen für die im Interesse der Gesamtplanung unbedingt notwendigen Abbrüche bestehender Häuser in der Zeit drückendster Wohnungsnot? All das war für die direkt Beteiligten ein hartes Stück Arbeit, für das wir ihnen unsere Anerkennung nicht versagen dürfen.

Das Problem des freien Rheinuferes

Es war ein alter Traum der Freunde baulicher und landschaftlicher Schönheiten, das Rheinufer auf dem Stadtgebiet wieder zu räumen. Die zahlreichen Industriebauten des 19. Jahrhunderts, die, der Wasserkraft folgend, das Rheinufer verunstalteten, liessen die Lösung dieses Projektes aber als in weiter Ferne liegend erscheinen. Die Bombardierung hatte mit der Zerstörung zahlreicher Gebäude dieser Quartiere die Neben-

Weitere wichtige Bauten

Neben dem grössten Komplex des Mühlenquartiers und der Rheinstrasse harhten noch zahlreiche andere Projekte ihrer Lösung. Die Steigkirche ist wiedererstand; es wird an anderer Stelle möglich sein, auf die Geschichte dieses Neubaus speziell einzugehen. Ein besonders schwieriges Problem hingegen boten die vielen Einzelschäden in der Altstadt. Hier ging es nicht darum, niederzureissen und grosszügig Neues zu planen. Die Aufgabe war vielmehr, die wertvollen Schönheiten der Altstadt zu erhalten und womöglich zu restaurieren. Am Fronwagplatz ist dies zum grossen Teil gelungen. Auch Bauten, die weniger auffallen, wie zum Beispiel das Haus Krumm-gasse Nummer 13, wurden beim Wiederaufbau dem Stadtbild harmonisch eingefügt. Vor allem etwas hart aber noch der Lösung: Der

Erinnerungen einer Frau an den 1. April 1944

Heute ist der erste April. Ich stehe vor unserem Hause und blicke nach der Stadt. Es ist bald elf Uhr, die Glocken läuten. Wie jedes Jahr um diese Stunde erfasst mich eine eigenartige Stimmung. Sind es tatsächlich erst fünf Jahre her seit der Bombardierung? Wie war es doch damals? Sirenengeheul hatte uns das Herannahen von Fliegern gemeldet, und bald vernahm man über dem Kohl-first das bekannte Gebrumm und aus der Gegend von Schlatt dumpfes Gegrumpel. Es wird die Flab sein, dachten wir, und gleich darauf entdeckten wir in grosser Höhe zwei in der Sonne glitzernde Fliegerstaffeln. — Richtung Langwiesenerglänze ein Lichtsignal am Himmel, und fast im selben Moment erdröhnte die Luft von schweren Donnerschlägen und von unheimlichem Pfeifen. In ein paar Sekunden waren wir im Schutzraum; oben war die Hölle los. Gott sei Dank, wir waren alle beieinander und am Leben!

Wie oft hatten wir uns vorzustellen versucht, mein Mann als Luftschutz-offizier, ich als Leiterin der Kriegsfürsorge, wie es sein würde, und was wir tun würden, wenn unsere Stadt wirklich bombardiert werden sollte. Nun war es damit ernst geworden. Hatte ich richtig disponiert, waren die Fürsorge- und Sanitätsstellen am rechten Ort, hatte ich meine Helfer genügend instruiert? In vielen Sitzungen mit den engsten Mitarbeitern hatten wir uns bemüht, unsere Organisation durchzudenken und möglichst einfach zu gestalten. Ein Trost war es mir, dass wir wirklich bereit waren.

Kurz nach dem Verschwinden der Flieger stand ich wieder vor dem Hause. Wie durch ein Wunder war es stehen geblieben. Zwar waren durch die nahen Einschläge fast alle Fensterscheiben zertrümmert, das Dach durchlöchert und Gipsdecken und Türen beschädigt worden, und der Garten war in eine Wüstenel verwandelt. Aber unter uns, gleich jenseits der Bahn, stand die Tuchfabrik in hellen Flammen, und in den Mühlen brannte Haus an Haus. Auch

das Vereinshaus und die Brunner'sche Villa brannten lichterloh. Wird man da noch Meister werden?, fragte ich mich bange.

«Lösch hinter dem Haus, es brennt im Gebüsch», rief mir mein Mann zu. «Ich muss gehen!» Von nun an war von der Kriegsfürsorge eine gewaltige Aufgabe in mehrwöchiger angestrengter Arbeit zu bewältigen. Unsere beiden grossen Fürsorgestellen Steig- und Rhainschule hatten befehlsgemäss sofort nach der Bombardierung ihre Arbeit aufgenommen. Bei der Steigschule musste erst abgeklärt werden, ob die bombardierte Steigkirche mit ihrem hohen Turm die Fürsorgestelle nicht durch Einsturz gefährden könnte. Die Rhainschule stand mitten unter brennenden Häusern. Als ich aber sah, wie gut und besonnen meine getreuen Helfer arbeiteten, war ich beruhigt und stolz auf sie. Beide Stellen waren bereit, als sich die Obdachlosen meldeten.

Unsere Zentralstelle war 40 Minuten nach der Bombardierung betriebsbereit, und von diesem Moment an war auf unserem Hauptbureau

Tag und Nacht ein unaufhörliches Kommen und Gehen. Unsere weissen Plakate hatten den Geschädigten und der übrigen Bevölkerung gezeigt, wohin sie sich zu wenden hatten und dass eine Organisation zu helfen bereit war, und die auch helfen konnte. Am Abend waren alle Obdachlosen untergebracht, niemand musste frieren oder hungern. Bei der Bergung des geretteten Hausrates hatte die Kriegsfürsorge eifrig mitgeholfen.

Unser Telefon ging ununterbrochen. Unaufhörlich kamen Leute und fragten nach Verwandten und Bekannten, um die sie in Sorge waren. Hunderte von Telegrammen mussten durch Meldeläufer an die oft schwer auffindbaren Empfänger übertragen werden. Das ganze Leid und aller Kummer einer bombardierten Stadt zog an uns vorüber. Gross war die Hilfsbereitschaft aller Stadt und Land, jeder Einzelne half, wo er konnte, aus der ganzen Schweiz traf tatkräftige Hilfe ein. Kein anderer Gedanke hatte Platz. Dankbar gedanke ich meiner unermüdblichen Stellvertreterin, Frau Moser, und meiner nächsten Mitarbeiter Frau

Meier-Schaad, Herr Schwaninger und Herr Demmerle.

Am Sonntag, nachts um 12 Uhr, ging ich nach Hause. Ich war todmüde und wollte ein paar Stunden schlafen. Es war heller Mondschein, gespenstig ragten die Zweige unserer grossen, durch eine Bombe herausgerissenen Kastanie, in die Luft. Wenn ich an jene Nacht denke, so erinnere ich mich noch heute des scharfen Brandgeruches, der noch wochenlang aus dem «mottenden» Mühlenquartier aufstieg. Ich musste mein Velo vom Gartenort bis zur Haustüre tragen; denn der Weg war von zwei Bomben aufgerissen worden. Der Garten schien in einen Steinbruch verwandelt. Ich öffnete die Haustür und suchte den Lichtschalter; wir hatten kein Licht. Beim Schein meiner Taschenlampe wollte ich ein Bad nehmen, die Bade-einrichtung funktionierte nicht. Also ins Bett. Doch auch hier war nicht gut sein: Schutt, Steine, Scherben.

So ist es also im Krieg, dachte ich, so geht es nun allen unsern Nachbarn rund um uns herum, seit Jahren Nacht für Nacht. Was sollte ich